

## Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof.

Das Buch des Hofmarschalls.

In diesen Tagen erscheint in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig, ein Buch aus der Feder des Grafen Robert Zedlitz-Frühsholer: „Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof.“ Graf Zedlitz war Hofmarschall Wilhelm II. und hat den „Betrieb“ in den oberen Sphären genau kennen gelernt. Wenn er jetzt seine Aufzeichnungen verwertet, so darf man ihm nicht vorwerfen daß sie den Ton der Geschäftigkeit und etwa einer persönlichen Nachsicht tragen. Das Streben nach Objektivität ist unverkennbar, und es ist nicht die Schuld des Memoirenschreibers, wenn das Bild Wilhelm II. nicht gerade imponierend wirkt. Neue Züge zu den schon bekannten weiß auch Graf Zedlitz nicht beizubringen, aber er prägt das, was wir wußten, in charakteristischer und überzeugender Form weiter aus. Wir geben im folgenden einige bezeichnende Proben:

Das Gottesgnadentum. Das „Sichbesserfühlen“ als alle ihm bekannten Männer machte den Kaiser empfänglich für den Glauben, ein auserwähltes Werkzeug Gottes zu sein, mit dem der Himmel ganz besonderes vorhabe. Dieser Glaube mußte naturnotwendig pharisäerhaften Hochmut und das Gefühl erzeugen, nicht eigene Kraft sei aufs äußerste anzuspannen, um hochgesteckte Ziele zu erreichen, sondern Gott werde schon dafür sorgen, daß sein Werkzeug auch seine Mission erfülle. Diese für den Kaiser selbst und für das ganze Volk sehr gefährliche Auffassung hätten die Geistlichen, die ihm gegenübertraten, mildern können. Aber gerade die Geistlichen haben sie noch gestärkt.

Die Kaisermanöver. Im Verlauf der Kaisermanöver merkte man einsichtigen Generalstäblern und vielen älteren Offizieren eine gedrückte Stimmung an. Statt daß man die Führer vor wichtige Entscheidungen stellte, die kriegsgemäßen Situationen entsprang, handelte es sich lediglich um eine größere oder geringere Abhängigkeit vom kaiserlichen Hauptquartier. „Es darf nicht zu weit werden.“ „Es müssen Bilder gezeigt werden.“ „Massenangriffe sind bevorzugt.“ „Es muß hier zum Kampfe kommen, da nur hier die Kavallerie attackieren kann.“ Das waren mehr oder minder leitende Gesichtspunkte.

Der Finger im Glase. Nach einem der letzten Hofbälle (im Jahre 1904) saß der Kaiser zu einem bei solcher Gelegenheit üblichen „Souper en tout petit comité“ mit uns bei Tisch. Der alte Generalleutnant v. Egloffstein, mein einstiger Vorgänger als Hofmarschall, bildete die Zielscheibe des besonderen Amüsements. Da er immer davon sprach, daß ihm sein Getränk zu kalt sei, wurde es ihm etwas erwärmt. Dann rührte der Kaiser es mit dem Finger einige Zeit um, trank selbst einen Schluck davon und gab es ihm zurück: Nun sei es richtig temperiert. So völlig harmlos (?) diese kleine Episode war, so zeigte sie, wie einfach, natürlich und freundlich der Kaiser für ihm Näherstehende denken kann; wie er aber auch überzeugt ist, daß, nach ihm zu trinken, und nachdem er selbst mit dem Finger umgerührt hat, nun eine ganz besondere Gnade bedeute. Tatsächlich wurde es auch als solche mit großer Devotion aufgesäpft.

Die Untertanen. Nachdem Professor Slaby dem Kaiser gegenüber mehrfach hervorgehoben, wieviel Widerstand Allerhöchst-

derselbe bei mannigfachen Gelegenheiten gefunden und wie seine Gegner schließlich doch ihren Irrtum einsehen mußten, war es nur natürlich, daß der Kaiser schließlich sagte: „Ja, das ist es ja, meine Untertanen sollten einfach tun, was ich ihnen sage, aber meine Untertanen wollen immer selber denken, und daraus entstehen dann alle Schwierigkeiten.“

Die Reise nach Tanger 1905. In Wirklichkeit ist diese politisch aufgebaute Affäre folgendermaßen entstanden: Der Kaiser äußerte dem Grafen Eulenburg gegenüber, gelegentlich der Vorlegung des Planes für die Mittelmeerreise, daß er gern etwas in Marokko sehen würde und deshalb nahe Tanger an der Küste entlang fahren wolle. Der Graf Eulenburg fragte nun vorsichtigerweise den Reichskanzler, Grafen Bülow, ob ein „Kreuzen“ nicht an Tanger politische Bedenken habe. Ich sah selbst, daß Graf Bülow schriftlich antwortete: „Nur ein Vorbeifahren dicht an Tanger habe nach seiner Ansicht kaum Bedenken.“ Aus dieser Äußerung ging hervor, daß ihm bereits dieser Plan schon nicht ganz sympathisch war, und daß er leise abraten wolle. Nach einigen Tagen aber sprach Majestät ganz ruhig von einem eventuellen kurzen „Banden“ in Tanger, und nun hatte Graf Bülow doch nicht mehr die Nerven, um zu erklären, daß dies tatsächlich Schwierigkeiten in der politischen Lage hervorrufen könnte. Aus der ganzen Situation ging hervor, daß dem Reichskanzler der Besuch von Tanger sehr unerwünscht war, daß er dies aber nicht mit der entsprechenden Entschiedenheit zum Ausdruck brachte. Auf diese Weise entstand der Aufenthalt in Tanger, und nun versucht man so zu tun, als ob alles wohlbedacht und im deutschen Interesse gelegen habe.

Der Badeofen. Vor einigen Tagen hatten wir eine Besprechung mit dem Major v. R. vom Großen Generalstab über die Manöver. Dabei stellte sich heraus, daß künftig auf allerhöchsten Befehl stets eine Gardepionierkompanie an den Kaisermanövern (diesmal also im Elsass) teilnehmen müsse, weil im vorigen Jahr in der Kaiserbarade der Badeofen nicht in Ordnung war. Warum sagt der Chef des Generalstabes nicht, daß es gar nicht an den Pionieren gelegen, die die Barade aufgestellt, sondern daß der Mensch, der den Ofen zu bedienen gehabt, ihn überheizt und dadurch unbrauchbar gemacht habe?

Der Kaiser und Fürst Bülow (1910). Vorgestern Abend nach dem Hofkonzert hatte der Kaiser, wie üblich, noch einige Herren in das Adjutantenzimmer zum „Rauchen“ geladen und blieb dort bis halb zwei Uhr morgens in angeregter Unterhaltung. Der Kaiser kam sehr bald auf den Fürsten Bülow zu sprechen und äußerte so vernichtende Urteile und zeigte eine so tiefe Verstimmlung, daß mich dies auf das äußerste überrasschte. Er erwähnte sogar, daß es seit Cäsar Borgia einen so heuchlerischen und verlogenen Menschen nicht mehr gegeben habe. Auch schob ihm der Kaiser die ganze Schuld an dem Skandal mit dem Fürsten Eulenburg und an den sich daran anschließenden Skandalen zu. Um dieses Urteil zu provozieren, haben manche Freunde des Kaisers wohl viel beigetragen, weil sie merkten, daß alles, was gegen Bülow vorgebracht wurde, auf guten Boden fiel. Der Kaiser nannte an jenem Abend besonders den Admiral v. Hollmann als Quelle, was mich nicht wundern kann. Er erwähnte auch, daß es nun festgestellt sei, Bülow hätte keine seiner so berühmten Reden selbst angefertigt. Diese Reden seien alle von dem Geheimrat Hamann verfertigt. Bülow habe sie wirklich auswendig gelernt und sei ein Phänomen damit in Europa. Schon diese Geschichte zeigt, wie weltfremd der Kaiser ist.

„Steuern müssen sie zahlen!“ Beim Gespräch über Steuern äußerte der Kaiser: „Steuern müssen sie zahlen, bis sie schwarz werden.“ Am meisten macht mich an ihm immer stutzig, daß er keinen Begriff von Nationalökonomie hat. Nach seiner Auffassung hat das Volk alles zu zahlen, was nötig ist, und Sache

der Minister ist es, auf irgendeine Art dies „Nötige“ aus dem Volk herauszuziehen.

Keine trockenen Berichte! Vor einigen Tagen erzählte General Freiherr v. Bynder, Chef des Militärkabinetts: Seine Majestät habe ihm bei Uebernahme seines Amtes in traurigem, bittendem Ton gesagt: „Aber nicht wahr, lieber Bynder, nicht nur trockene Vorträge, hin und wieder eine kleine lustige Geschichte!“ Das ist sehr bezeichnend für die Neigung des Kaisers, lustige Geschichten zu erzählen oder zu hören. Er selbst kann eine Geschichte zum zehntenmal erzählen oder hören und wird genau so herzlich lachen wie beim erstenmal. Die nachteilige Folge dieser Neigung ist, daß trockene, rein sachliche Menschen wenig Glück beim Kaiser haben und alle Späzmacher bevorzugt werden. Die Befetzung mancher wichtiger Ämter findet hierdurch ihre natürlichste Erklärung, während man hin und wieder auch mit der Laterne keine guten Gründe für die Berufung des Betreffenden in die sehr hohe Stellung entdecken kann. Das Bedenklichste aber ist, daß an sich ganz tüchtige Leute, wenn sie fühlen, ihr Hauptstützpunkt liege im Erzählen guter Geschichten, übereifrig in Anekdoten und Späßen vollständig zu Clovins und Bajazzi werden.

## Neue Freie Presse (Wien)

Nr 21292

**Die Erinnerungen des Grafen Hedlig-Trübschler.****Eine Antwort des Autors auf reaktionäre Angriffe.****Telegramm unseres Korrespondenten.**

Berlin, 20. Dezember.

Die Erinnerungen, die der ehemalige Oberhofmarschall des Kaisers Wilhelm, Graf Hedlig-Trübschler, unter dem Titel: „Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof“, veröffentlicht hat, haben das größte Aufsehen erregt. Das Buch findet rasenden Absatz, und obwohl erst wenige Wochen seit dem Erscheinen der ersten Auflage verstrichen sind, ist bereits eine fünfte und sechste Auflage nötig geworden. Die Erinnerungen des ehemaligen Oberhofmarschalls geben eine Charakteristik des Kaisers, die an Schonungslosigkeit alles übertrifft, was bisher von Persönlichkeiten aus der Umgebung des Kaisers in den von ihnen herausgegebenen Erinnerungen veröffentlicht worden ist. Graf Hedlig sagt im Vorwort zu seinem Memoirenbuch, er habe es der Dessenlichkeit übergeben, um das deutsche Volk davor zu bewahren, in Zukunft jemals wieder einem solchen Regierungssystem zu verfallen. Die Veröffentlichung der Erinnerungen des Grafen Hedlig hat in reaktionären Kreisen einen wahren Sturm der Entrüstung erregt. Der Offiziersverband hat dem Grafen Hedlig die Ehre abgesprochen und ihn ausgeschlossen. Mitglieder der Aristokratie, sogar nahe Verwandte des Grafen Hedlig, haben alle Beziehungen zu ihm abgebrochen.

Auf alle diese Angriffe antwortet Graf Hedlig in der Vorrede, die er der fünften Auflage seines Buches vorausschickt, das dieser Tage erscheint. Graf Hedlig erwähnt, daß er zunächst nicht daran gedacht habe, seine Erinnerungen bei seinen Lebzeiten zu veröffentlichen. Er wollte die Verfügung treffen, daß sie erst im Jahre 1970 der Öffentlichkeit übergeben werden dürfen. Nachdem aber der Kaiser und zahlreiche Staatsmänner und Militärs ihre Memoiren veröffentlicht hatten, hielt es Graf Hedlig für seine Pflicht, auch seine Aufzeichnungen nicht länger geheimzuhalten.

„Ich halte es zudem“, schreibt Graf Hedlig, „für anständiger, mich selbst dem zu erwartenden Ansturm zu stellen, als einem meiner Söhne eine so schwierige und undankbare Aufgabe zuzumuten. Wer mein Buch ohne Vorurteil liest, wird erkennen, daß mich nicht Sensationslust getrieben hat, sondern der Wunsch, meinem Vaterland zu nützen und erziehlisch auf diejenigen einzuwirken, die, sei es in der Republik, sei es in einer späteren Monarchie, vor die Alternative gestellt werden, ihrer Ueberzeugung getreu zu sprechen und zu handeln, oder um persönlicher Vorteile willen diese zu verleugnen. Ihr aber, meine Freunde, die Ihr jetzt einen gesellschaftlichen Boykott über mich verhängt, seid Euch wohl bewußt, daß diese schärfste Waffe zugleich die unsittlichste ist. Sie wird vielleicht viele dazu bringen, in Zukunft lieber zu schweigen, als offen und ehrlich die Wahrheit zu sagen. Nicht jeder ist, wie ich, bereit, einsam zu leben und einsam zu sterben.“



## Münchener Post

Nr. 277

## Byzanz.

Es lebte doch etwas von slavischer Unterwürfigkeit in uns, und darum hat uns das Schicksal ein Sklavenlos auferlegt.  
Graf Fiedlitz-Fiedlschler, ehem. Hofmarschall Wilhelms II.

Diese hier zitierten Worte entstammen einem Buche, das unter dem Titel *Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof* Aufzeichnungen des Grafen Robert Fiedlitz-Fiedlschler, ehem. Hofmarschall Wilhelms II., in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist und sie erklären dürr und rüchichtslos unser jetziges Verhängnis, das mit dem Regierungsantritt Wilhelms II. begann. Wir haben in dem lange unter Siegel gehaltenen dritten Bande von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen und aus verschiedenen anderen Memoirenwerken der letzten Jahre schon ein ziemlich fest umrissenes Bild der unmajestätischen Majestät des Herrn in Amerongen. Das vorliegende Buch eines preußischen Junkers von weltmännischer Bildung vervollständigt nun das Monument dieses gekrönten Psychopaten, indem es zu den bekannten Zügen der Unzulänglichkeit auch noch die der Lächerlichkeit und Beschränktheit aus innerer Kenntnis fügt. Das Buch ist Bekenntnis und Erkenntnis zugleich. Immer wieder taucht in den Tagebuchblättern, die die Jahre 1898 bis 1910 umfassen die pessimistische Auffassung auf, ob der Herrscher, der so von Laune, Stimmungen, Einflüsterungen und Schmeicheleien hin und hergeworfen wird, bald auftrumpft, bald zusammenbricht, ob dieser Mann, der nicht einmal im Frieden Herr seiner Nerven und seiner Zunge war, in den Tagen größter Gefahr nicht versagen werde.

Einsichtige erkannten die schweren Fehler Wilhelms II. zur Genüge an seiner Politik und die Sicherungen, die sie immer wieder gegenüber dem Potsdamer Leutnant — wie er in den Aufzeichnungen genannt wird — verlangten, hätten uns wahrscheinlich vor der jetzigen Katastrophe bewahrt. Aber nicht nur am Hofe, im deutschen Bürgertum und im Heer verschüttete der Byzantinismus das Wenige an Verstand und Verantwortungsgesühl. Graf Fiedlitz erzählt uns da erbauliche Episoden: Hohe und höchste Offiziere erstarben in Servilität, küßten Majestät die Hand. Minister ließen sich behandeln wie Katschen und selbst die Taktlosigkeiten, der ganz und gar unfähigste Kadettenhaste Umgangsstil, wurden mit immer größerer Unterwürfigkeit beifällig aufgenommen. Im internen Kreise lachte man über ihn, war zuweilen auch besorgt, wohin dieser Führer das Reich steuern werde, aber man fügte sich widerspruchslos dem Manne, der seinen Widerspruch duldete, weil er ihn nicht vertragen konnte, weil er immer nur Schmeicheleien hören wollte.

Für die innere Politik Wilhelms II., die Bismarck in der erwähnten Zeitspanne mit der negativen Devise leitete, noch größere Dummheiten zu verhindern, ist wohl der Satz Wilhelms bezeichnend: „Die Verfassung habe ich nie gelesen, ich kenne sie nicht.“ Bei anderer Gelegenheit erklärte er wieder: „Ein solches Lumpenpaß soll man nun regieren; sie sind eben absolut nicht reif für eine Verfassung.“ Er hatte nicht nur die Sozialdemokraten, was begreiflich war, nein, alles was sich eine abweichende Meinung erlaubte, war ihm im Innersten zuwider. Fiedlitz sagt: „Im ganzen will der Kaiser nicht belehrt, sondern nur bewundert, belobt und in den eigenen Enschlüssen bestärkt sein.“ Im ganzen genommen, ist er von seiner geistigen Ueberlegenheit so durchdrungen, daß er solche Bemühungen nicht anders denn als lästige Annäherung empfindet. „Kein Wunder, daß er auch eine Kritik seiner Handlungen durch die Presse nicht vertragen konnte — Zeitungen las er nach eigenem Bekenntnis nicht — und ganz wie ein Potsdamer Leutnant sagte er zur Zeit der Eulenburg-Affäre wegen einer nicht genehmen Presseäußerung: „Wenn es jetzt in den Zeitungen nicht aufhört, schicke ich einen Flügeladjutanten hin und lasse einen Redakteur erschießen.“ Feindlicher Kasernenhofenstellung entsprungen Wendungen wie „Steuern müssen sie zahlen, bis sie schwarz werden.“ Oder „Mag auch der Schaum bis an die Dede spritzen, die Hunde sollen zahlen, bis sie blau werden.“ Eßt wilhelminisch ist der Ausspruch: „Ja, das ist es ja, meine Untertanen sollten einfach tun, was ich ihnen sage; aber meine Untertanen wollen immer selber denken und daraus entstehen dann alle Schwierigkeiten.“ Man sieht, jeder Zoll ein Kaiser!

Unflüchtig des Berliner Straßenbahnstreiks 1900 und der damit verbundenen geringfügigen Unruhen, erhielt das Generalkommando der Eisenbahn, folgender Befehl: „Es kommt das

Fiedlitz berichtet in seinen Aufzeichnungen auch, der Kaiser habe eines Tages erzählt, daß er bei seinem Regierungsantritt ein versiegeltes Kuvert erhalten habe, das nach der Bestimmung des Königs Friedrich Wilhelms IV. dem jedesmaligen Thronfolger übergeben werden sollte. Er habe dieses Kuvert geöffnet und darin eine Art politisches Testament Friedrich Wilhelms IV. gefunden. Darin habe der entschlafene König seinen Nachfolgern besonders anempfahlen, die ihm seinerzeit gemaltam abgerungene Verfassung sobald als möglich zu beseitigen. Wilhelm hat nach seinen Annoaben dieses Testament vernichtet.

Am verhängnisvollsten wirkte die launische, von impulsiver Eitelkeit inspirierte Regierungsmethode Wilhelms in der deutschen Außenpolitik, die zu der unglückseligen Mächtegruppierung vor 1914 und so zum Zusammenbruch des Reiches, zu unserem jetzigen „Sklavenlos“ führte. Die Hauptaufgabe der wilhelminischen Ministerkaskaden bestand nach Bismarcks Eingeständnis in der Verhütung und Einrentung wilhelminischer Dummheiten. Die Aufzeichnungen von Fiedlitz ergänzen hier zum Teil Bekanntes durch intime Einzelheiten. So die an Landesverrat grenzende Geschwähigkeit der Majestät, die die geheimsten politischen Vorgänge vor ausländischen Gästen in unverantwortlicher Weise erzählte. Besonders persönliche Vertrauen genoss ein russischer Attache, durch den natürlich politische Internas über Petersburg an die fremden Höfe gelangten. In seinen politischen Ge-

sprächen hielt er auch nicht mit verletzenden Äußerungen über andere Souveräne zurück. Er verstand es ausgezeichnet, seinem politisch ihm weit überlegenen Onkel Eduard VII. vor den Kopf zu stoßen, abfällige Bemerkungen über Zustände in anderen Staaten auf Grund fristierter Diplomatenberichte zu machen und die eigenen Verhältnisse in eitler Selbstüberhebung zu loben, daß es Menschen mit kritischem Verstand und Takt anwiderete.

Das Volk aber wußte von diesen Vorgängen so gut wie nichts. Es war durch eine Kamarilla von der Majestät getrennt, die in einer anderen höheren Sphäre lebte. Jene aber, die erkannten, welche Gefahr Wilhelm für das Reich und seine Zukunft war, nicht zuletzt die deutschen Fürsten, fanden nicht den Mut, dem gekrönten Narren das Handwerk zu legen. „Wir leiden eben alle am Kaiser; er ist das uns allen auferlegte Kreuz“, sagte gelegentlich der seinerzeitige Staatssekretär v. Tschirschky zum Grafen Fiedlitz und kennzeichnete damit die Situation. Auch die ernstesten Militärs machten sich wegen der Soldatenpielerei Wilhelms ihre eigenen Gedanken. Seine auf Theaterwirkung erpichte Neugierlichkeit — Fiedlitz belegt sie mit vielen Beispielen — erregte Kopfschütteln. Aber dabei blieb es, und charakteristisch ist wohl die Bemerkung eines Generals v. L.: „Ich stimme Ihnen bei, Moltke fürchte nicht die Franzosen und die Russen, wohl aber den Kaiser.“ Man litt also an den verantwortlichen Stellen am Kaiser. Nun leiden wir alle an den Folgen dieses Kaisers, an den Folgen eines Byzantinismus, der in der Geschichte nur eine Parallele, in dem Ende des Rerges, haben dürfte. Ob dieses Verhängnis abzuwenden gewesen wäre? Fiedlitz schrieb 1909, ein Jahr vor Aufgabe seines Amtes, in sein Tagebuch:

„Jedenfalls wäre es von größerer Bedeutung für das Reich gewesen, wenn schon längst einer der Fürsten auf die bedenklichen Konsequenzen mancher Handlungen hingewiesen hätte. Der Kaiser ist primus inter pares, er aber schrieb in München, „sic volo, sic jubeo“, und handelte häufig danach. Hier hätten die deutschen Fürsten längst einsehen sollen, aber sie haben total versagt. Und gerade die Sicherheit deutscher Einheit würden sie besser gewahrt haben, wenn sie beizeiten auf drohende Gefahren aufmerksam gemacht hätten als dadurch, daß sie schweigen oder von Unfähigkeit sprechen.“

Mancherlei wäre noch über den Charakter Wilhelms II. zu sagen. Fiedlitz nennt ihn wohl eine geniale Persönlichkeit, aber die Ergebnisse mit ihm, die er ausgezeichnet hat, reden eine andere Sprache. Auch aus Fiedlitz' Buch ergibt sich das gleiche Fazit wie bisher: Seine Verschwendungs- und Prunkfucht hatte weder Stil noch Ursprünglichkeit, seine Umgangsformen paßten schlecht zu Zepher und Hermelin, seine Herrschertalente haben uns zu der halben Welt in Feindschaft gebracht und uns unser jetziges Schicksal auferlegt. Das System, mit dem wir unterlagen, kennzeichnet Fiedlitz in dem Schluß seiner Tagebücher treffend so:

„Despotismus bedeutet für ein Land früher oder später Schwäche. So verlockend es erscheint, alle Fäden in der Hand eines Mannes zu vereinigen, dessen Kopf nur gerechte, kluge und weit-ausschauende Gedanken hat, so wirksam und vorteilhaft eine solche



## Byzanz.

Es lebte doch etwas von slavischer Unterwürfigkeit in uns, und darum hat uns das Schicksal ein Sklavenlos auferlegt.  
Graf Zedlitz-Trübschler, ehem. Hofmarschall Wilhelms II.

Diese hier zitierten Worte entstammen einem Buche, das unter dem Titel Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof Aufzeichnungen des Grafen Robert Zedlitz-Trübschler, ehem. Hofmarschall Wilhelms II., in der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienen ist und sie erklären dürr und rücksichtslos unser jetziges Verhältnis, das mit dem Regierungsantritt Wilhelms II. begann. Wir haben in dem lange unter Siegel gehaltenen dritten Bande von Bismarcks Gedanken und Erinnerungen und aus verschiedenen anderen Memoirenwerken der letzten Jahre schon ein ziemlich fest umrissenes Bild der unmajestätischen Majestät des Herrn in Amerongen. Das vorliegende Buch eines preussischen Junkers von weimännischer Bildung vervollständigt nun das Monument dieses gekrönten Psychopathen, indem es zu den bekannten Zügen der Unzulänglichkeit auch noch die der Lächerlichkeit und Beschränktheit aus innerer Kenntnis fügt. Das Buch ist Bekenntnis und Erkenntnis zugleich. Immer wieder taucht in den Tagebuchblättern, die die Jahre 1898 bis 1910 umfassen die pessimistische Auffassung auf, ob der Herrscher, der so von Laune, Stimmungen, Einflüsterungen und Schmeicheleien hin und hergeworfen wird, bald austrumpft, bald zusammenbricht, ob dieser Mann, der nicht einmal im Frieden Herr seiner Nerven und seiner Zunge war, in den Tagen größter Gefahr nicht versagen werde.

Einsichtige erkannten die schweren Fehler Wilhelms II. zur Genüge an seiner Politik und die Sicherungen, die sie immer wieder gegenüber dem Potsdamer Leutnant — wie er in den Aufzeichnungen genannt wird — verlangten, hätten uns wahrscheinlich vor der jetzigen Katastrophe bewahrt. Aber nicht nur am Hofe, im deutschen Bürgerium und im Heer verschüttete der Byzantinismus das Wenige an Verstand und Verantwortungsgesühl. Graf Zedlitz erzählt uns da erbauliche Episoden: Hohe und höchste Offiziere erstarben in Servilität, küßten Majestät die Hand. Minister ließen sich behandeln wie Sklaven und selbst die Taktlosigkeit, der ganz und gar unfürstlich kadettenhafte Umgangstil, wurden mit immer größerer Unterwürfigkeit beifällig aufgenommen. Im internen Kreise lachte man über ihn, war zuweilen auch besorgt, wohin dieser Führer das Reich steuern werde, aber man fügte sich widerspruchslos dem Manne, der keinen Widerspruch dulde, weil er ihn nicht vertragen konnte, weil er immer nur Schmeicheleien hören wollte.

Für die innere Politik Wilhelms II., die Willow in der erwähnten Zeitspanne mit der negativen Devise leitete, noch größere Dummheiten zu verhindern, ist wohl der Satz Wilhelms bezeichnend: „Die Verfassung habe ich nie gelesen, ich kenne sie nicht.“ Bei anderer Gelegenheit erklärte er wieder: „Ein solches Dummepack soll man nun regieren; sie sind eben absolut nicht reif für eine Verfassung.“ Er hatte nicht nur die Sozialdemokraten, was begreiflich war, nein alles was sich eine abweichende Meinung erlaube, war ihm im Innersten zuwider. Zedlitz sagt: „Im ganzen will der Kaiser nicht bekehrt, sondern nur bewundert, belobt und in den eigenen Entschlüssen bestärkt sein. Im ganzen genommen, ist er von seiner geistigen Überlegenheit so durchdrungen, daß er solche Bemühungen nicht anders denn als lästige Anmaßung empfindet.“ Kein Wunder, daß er auch eine Kritik seiner Handlungen durch die Presse nicht vertragen konnte — Zeitungen las er nach eigenem Bekenntnis nicht — und ganz wie ein Potsdamer Leutnant sagte er zur Zeit der Eulenburg-Affäre wegen einer nicht genehmen Presseäußerung: „Wenn es jetzt in den Zeitungen nicht aufhört, schade ich einen Flügeladjutanten hin und lasse einen Redakteur erschießen.“ Vehnlicher Kasernenhofeinstellung entspringen Wendungen wie „Steuern müssen sie zahlen, bis sie schwarz werden.“ Oder „Mag auch der Schaum bis an die Decke spritzen, die Hunde sollen zahlen, bis sie blau werden.“ Göt wilhelminisch ist der Ausspruch: „Ja, das ist es ja, meine Untertanen sollten einfach tun, was ich ihnen sage; aber meine Untertanen wollen immer selber denken und daraus entstehen dann alle Schwierigkeiten.“ Man sieht, jeder Zoll ein Kaiser!

Anlässlich des Berliner Straßenbahnstreiks 1900 und der damit verbundenen geringfügigen Unruhen, erhielt das Generalkommando des Gardekorps folgendes Telegramm: „Ich erwarte, daß beim Einschreiten der Truppen mindestens 500 Leute zur Strecke gebracht werden.“ Bei der Befestigung einer vom Hohenstaufen-Kaiser Friedrich II. erbauten Burg sagte er zu seiner Umgebung: „Ja, wenn man denkt, was dieser große Kaiser alles geleitet! Aber wenn ich euch ebenso peitschen und köpfen lassen könnte, dann würde ich auch mehr schaffen können.“ Angesichts solcher Bemerkungen versteht man die Worte seiner Mutter über ihn: „Glauben Sie nur nicht, daß mein Sohn etwas aus irgendeinem anderen Motive als dem der Eitelkeit tut.“

Zedlitz berichtet in seinen Aufzeichnungen auch, der Kaiser habe eines Tages erzählt, daß er bei seinem Regierungsantritt ein verregelltes Ruwert erhalten habe, das nach der Bestimmung des Königs Friedrich Wilhelms IV. dem jedesmaligen Thronfolger übergeben werden sollte. Er habe dieses Ruwert geöffnet und darin eine Art politisches Testament Friedrich Wilhelms IV. gefunden. Darin habe der entschlafene König seinen Nachfolgern besonders anempfahlen, die ihm seinerzeit gewaltig abgerungene Verfassung sobald als möglich zu beseitigen. Wilhelm hat nach seinen Absichten dieses Testament vernichtet.

Am verhängnisvollsten wirkte die launische, von impulsiver Eitelkeit inspirierte Regierungsmethode Wilhelms in der deutschen Außenpolitik, die zu der unglückseligen Machtergruppierung vor 1914 und so zum Zusammenbruch des Reiches, zu unserem jetzigen „Sklavenlos“ führte. Die Hauptaufgabe der wilhelminischen Ministerkabinets bestand nach Bülow's Einverständnis in der Verhütung und Einrenkung wilhelminischer Dummheiten. Die Aufzeichnungen von Zedlitz ergänzen hier zum Teil Bekanntes durch intime Einzelheiten. So die an Landesverrat grenzende Geschwätzigkeit der Majestät, die die geheimsten politischen Vorgänge vor ausländischen Gästen in unverantwortlicher Weise erzählte. Besonderes persönliches Vertrauen genoss ein russischer Attache, durch den natürlich politische Internas über Petersburg an die fremden Höfe gelangten. In seinen politischen Ge-

sprächen hielt er auch nicht mit verletzenden Äußerungen über andere Souveräne zurück. Er verstand es ausgezeichnet, seinen politisch ihm weit überlegenen Onkel Eduard VII. vor den Kopf zu stoßen, abfällige Bemerkungen über Zustände in anderen Staaten auf Grund frasierter Diplomatenberichte zu machen und die eigenen Verhältnisse in eitlem Selbstüberhebung zu loben, daß es Menschen mit kritischem Verstand und Takt anwiderle.

Das Volk aber wußte von diesen Vorgängen so gut wie nichts. Es war durch eine Kamarilla von der Majestät getrennt, die in einer anderen höheren Sphäre lebte. Jene aber, die erkannten, welche Gefahr Wilhelm für das Reich und seine Zukunft war, nicht zuletzt die deutschen Fürsten, fanden nicht den Mut, dem gekrönten Narren das Handwerk zu legen. „Wir leiden eben alle am Kaiser; er ist das uns allen auferlegte Kreuz“, sagte gelegentlich der seinerzeitige Staatssekretär v. Tschirschky zum Grafen Zedlitz und kennzeichnete damit die Situation. Auch die ersten Militärs machten sich wegen der Soldatenpielerei Wilhelms ihre eigenen Gedanken. Seine auf Theaterwirkung erpichte Neugierlichkeit — Zedlitz belegt sie mit vielen Beispielen — erregte Kopfschütteln. Aber dabei blieb es, und charakteristisch ist wohl die Bemerkung eines Generals v. L.: „Ich stimme Ihnen bei, Moltke fürchtet nicht die Franzosen und die Russen, wohl aber den Kaiser.“ Man litt also an den verantwortlichen Stellen am Kaiser. Nun leiden wir alle an den Folgen dieses Kaisers, an den Folgen eines Byzantinismus, der in der Geschichte nur eine Parallele, in dem Ende des Xerxes, haben dürfte. Ob dieses Verhängnis abzuwenden gewesen wäre? Zedlitz schrieb 1909, ein Jahr vor Aufgabe seines Amtes, in sein Tagebuch:

„Jedenfalls wäre es von größerer Bedeutung für das Reich gewesen, wenn schon längst einer der Fürsten auf die bedenklichen Konsequenzen mancher Handlungen hingewiesen hätte. Der Kaiser ist primus inter pares, er aber schrieb in München, 'sic volo, sic jubeo', und handelte häufig danach. Hier hätten die deutschen Fürsten längst einsehen sollen, aber sie haben total versagt. Und gerade die Sicherheit deutscher Einheit würden sie besser gewahrt haben, wenn sie beizeiten auf drohende Gefahren aufmerksam gemacht hätten als dadurch, daß sie schwache oder von Anhänglichkeit sprechen.“

Mancherlei wäre noch über den Charakter Wilhelms II. zu sagen. Zedlitz nennt ihn wohl eine geniale Persönlichkeit, aber die Erlebnisse mit ihm, die er aufgezeichnet hat, reden eine andere Sprache. Auch aus Zedlitz' Buch ergibt sich das gleiche Fazit wie bisher: Seine Verschwendungs- und Prunklust hatte weder Stil noch Ursprünglichkeit, seine Umgangsformen paßten schlecht zu Repter und Hermelin, seine Herrschertalente haben uns zu der halben Welt in Feindschaft gebracht und uns unser jetziges Schicksal auferlegt. Das System, mit dem wir unterlagen, kennzeichnet Zedlitz in dem Schluß seiner Tagebücher treffend so:

„Despotismus bedeutet für ein Land früher oder später Schwäche. So verlockend es erscheint, alle Fäden in der Hand eines Mannes zu vereinigen, dessen Kopf nur gerechte, kluge und weit-ausschauende Gedanken hat, so wirksam und vorteilhaft eine solche Regierung auch sein müßte, der Geschichtskenner weiß, daß es solche Männer nur sehr selten gegeben hat und geben wird und daß sich die Mehrzahl der Menschen durch unbegrenzte Macht zu Handlungen verleiten läßt, die dem Ideal nicht entsprechen, ja ihm direkt entgegenstehen. Welche Gefahr ist es daher, wenn viele Millionen Menschen vertrauensvoll ihr Schicksal in eines einzelnen Hände legen müssen.“

Ob das deutsche Volk endlich aus seiner Geschichte lernen wird?

## Pester Lloyd (Budapest)

Nr. 250.

## „Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof.“

Diese Aufzeichnungen des ehemaligen Hofmarschalls Wilhelms II.\*) nehmen in der schon heute recht langen Reihe der zeitgenössischen Memoirenwerke eine Sonderstellung ein. Hier liegt, vielleicht zum ersten Male, kein Tendenzwerk vor, denn hier spricht kein Staatsmann, kein Politiker oder Heerführer, den der notwendig subjektiv gefärbte Wunsch leitet, seine sichtbar gewordenen Taten durch die Aufdeckung der Zusammenhänge vor der Welt und Nachwelt zu rechtfertigen. Es äußert sich auch kein Freund oder Feind des Kaisers, sondern lediglich ein Mann, den ein schwieriges, aber nur im Formalen Verantwortungsvolles, historisch bedeutungsloses Amt jahrelang — von 1903 bis 1915 — in unmittelbarer Nähe Wilhelms II. festgehalten hat, Jahre, in denen der Verfasser beobachtete, ohne zu sprechen, in denen er passiv blieb, ohne deswegen die Augen zu schließen.

Der Leser der in dieser Zeit entstandenen Tagebuchblätter bedauert nachträglich diese Passivität aufs lebhafteste; denn Graf Hedlitz erweist sich in ihnen zweifellos als ein scharfer und kluger Beobachter, der sich in überraschendem Maße von den Scheuklappen der Standesvorurteile zu befreien verstanden hat. Seine Art zu beobachten, Schlüsse zu ziehen, zu kommentieren, beweist politisches und menschliches Verständnis ungewöhnlicher Natur; warum dann, so fragt man sich unwillkürlich, hat dieser kluge Hofmarschall, der aufs klarste die Hauptwurzel der wilhelminischen Entgleisungen erkannte: die Tatsache nämlich, daß niemand aus der ganzen Umgebung des Kaisers ihm zu widersprechen, ihm die Wahrheit zu sagen, anders als schmeichelnd sich zu ihm zu stellen wagte — warum hat nicht er selbst den Mut gefunden, das verhängnisvolle „Zu Befehl“ hier oder da in ein wohlbegründetes „Ich bedaure“ umzuwandeln? Hedlitz, der diesen Zwiespalt sicher schwer empfand (und schließlich aus diesen inneren Gründen heraus seinen Abschied genommen hat), beantwortet diese Frage einmal mit der Bemerkung, daß Widerspruch den Monarchen „ungeheuer reizen und ihn naturgemäß in noch rigorosere Auffassungen und Handlungen hineintreiben“ würde; die Forderung einer freien Meinungsäußerung dem Kaiser gegenüber bezeichnet er als eine absolute Illusion. Trotzdem wird diese Forderung immer wieder vom Verfasser erhoben, ein Widerspruch, der ungelöst bleibt. Der unbefangene Leser allerdings vermag kaum zu begreifen, daß sich in dreißig Regierungsjahren nicht ein einziger an verantwortungsvoller Stelle Stehender gefunden hat, der für das historische Verdienst freier Meinungsäußerung die kaiserliche Ungnade auf sich zu nehmen wagte; in diese erste Bresche wären andere Mutige wohl nachgefolgt. Statt dessen aber hat man nicht nur den Widerspruch unterlassen, man hat laut zugestimmt, wo Schweigen schon ein Verdienst gewesen wäre, man wagte — nach einem von Hedlitz zitierten Wort des Tacitus, das als Motto für Wilhelms II. Regierungszeit gelten mag — „nicht mehr zu sagen, was man dachte, und man jagte, was man nicht dachte“.

Die unpathetischen, ganz und gar nicht sensationslüsternen und ebendarum um so bestirzender wirkenden Aufzeichnungen des Grafen Hedlitz lassen erkennen, welch

In einem Briefe an seinen Vater bemerkt Hedlitz zu diesem Thema: „Ein Reichskanzler, der auf der „Hohenzollern“, sobald ihm gesagt wird: „Sie verbanden mit Ihren hellen Hosen noch die besten Wetteraussichten“, sofort in seine Kabine geht und dunkle Hosen anzieht; ein Reichskanzler, der bei allen Gelegenheiten Notizen auf seiner Manchette macht, um nur ja nichts von den im Gespräch hingeworfenen Wünschen zu vergessen; ein Kanzler, dem dann doch einmal die Unvorsichtigkeit passiert, eine diametral entgegengesetzte Ansicht auszusprechen, dies bemerkend, nur einen kurzen Augenblick schweigt, um sofort das gerade Gegenteil seiner früheren Auffassung mit den Worten einzuleiten: „Wie Eure Majestät so treffend bemerken, verhält sich die Angelegenheit...“, ein solcher Kanzler macht eben trotz größter Begabung, trotz vorhandener größter Machtmittel die denkbar schlechteste Politik.“

Und was Bülow auf politischem Gebiete jündigte, verfehlten auf persönlichem die Künstler, Gelehrten und vor allen Dingen die Hosprediger, die mit dem Kaiser zu tun hatten. Von diesen namentlich wurde die persönliche und familiäre Sittenstrenge und Unantastbarkeit Wilhelms II. in ihren Predigten derart beweihrauchert und glorifiziert, daß seine moralische Selbstgefälligkeit zu kaum vorstellbarem Pharisäertum gesteigert und er auf diesen Gebieten schließlich ganz weltfremd wurde. Un-erträgliche Eingriffe in das anonymste Privatleben der weiteren Familie, leichtfertig negative Urteile über fremde Fürsten; die nicht nur an Wilhelm, sondern auch an seinem Volke gerächt wurden, waren die Folge.

Auch auf militärischem Gebiet war das System unbedingter Zustimmung in Angelegenheiten, von denen der Monarch nichts verstehen konnte, zur Vollendung ausgebildet. Wer da liest, was für Schwindel bei den Kaisermanövern und den Marinebesichtigungen getrieben wurde, verwundert sich nicht mehr über gewisse Verjager der Führer im späteren Ernstfall, sondern bewundert höchstens den jahrelangen Widerstand der Truppen. Charakteristisch für die angeführten Dinge, den zum Größenwahn ausartenden Tugendwahn und die militärische Verständnislosigkeit des Kaisers ist übrigens der naive zwei inkommensurable Größen verquickende Spruch, den der Kaiser häufig im Munde führte: Nur ein guter Christ kann ein guter Soldat sein. Am erstaunlichsten ist, daß er selbst von der Wahrheit solcher Diktas subjektiv fest überzeugt war, und daß so viel natürliche Klugheit, Raschheit der Auffassungsgabe, Fähigkeit, die bedeutendsten Menschen bedingungslos zu faszinieren — Eigenschaften, die Hedlitz immer wieder hervorhebt —, daß alle diese Gaben gepaart waren mit völliger Urteilslosigkeit und Menschen-unkenntnis und einer unbegrenzten Fähigkeit, ja dem Willen, sich immer und überall Sand in die Augen streuen zu lassen. Zweifellos ist die Schuld derer, die sich zu Sandstreuern machten, ungeheuer; aber bei ihrer Beurteilung und Verurteilung muß den persönlichen Eigenheiten des Kaisers Rechnung getragen werden, seiner kaiserlichen Herrschsucht, seiner Formlosigkeit, die weder vor fremden Monarchen noch vor der Kaiserin halmachte, alles Dinge, die seiner Umgebung wohl den Mut zur Wahrheit verleiden konnten, — wenn sie ihn ihr auch nicht dauernd hätten nehmen dürfen. Dazu kommt die übergroße Eitelkeit Wilhelms, von dem die Kaiserin Fried-



## „Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof.“

Diese Aufzeichnungen des ehemaligen Hofmarschalls Wilhelms II. \*) nehmen in der schon heute recht langen Reihe der zeitgenössischen Memoirenwerke eine Sonderstellung ein. Hier liegt, vielleicht zum ersten Male, kein Tendenzwerk vor, denn hier spricht kein Staatsmann, kein Politiker oder Heerführer, den der notwendig subjektiv gefärbte Wunsch leitet, seine sichtbar gewordenen Taten durch die Aufdeckung der Zusammenhänge vor der Mit- und Nachwelt zu rechtfertigen. Es äußert sich auch kein Freund oder Feind des Kaisers, sondern lediglich ein Mann, den ein schwieriges, aber nur im Formalen Verantwortungsvolles, historisch bedeutungsloses Amt jahrelang — von 1903 bis 1915 — in unmittelbarer Nähe Wilhelms II. festgehalten hat, Jahre, in denen der Verfasser beobachtete, ohne zu sprechen, in denen er passiv blieb, ohne deswegen die Augen zu schließen.

Der Leser der in dieser Zeit entstandenen Tagebuchblätter bedauert nachträglich diese Passivität aufs lebhafteste; denn Graf Zedlitz erweist sich in ihnen zweifellos als ein scharfer und kluger Beobachter, der sich in überraschendem Maße von den Scheuklappen der Standesvorurteile zu befreien verstanden hat. Seine Art zu beobachten, Schlüsse zu ziehen, zu kommentieren, beweist politisches und menschliches Verständnis ungewöhnlicher Natur; warum dann, so fragt man sich unwillkürlich, hat dieser kluge Hofmarschall, der aufs klarste die Hauptwurzel der wilhelminischen Entgleisungen erkannte: die Tatsache nämlich, daß niemand aus der ganzen Umgebung des Kaisers ihm zu widersprechen, ihm die Wahrheit zu sagen, anders als schmeichelnd sich zu ihm zu stellen wagte — warum hat nicht er selbst den Mut gefunden, das verhängnisvolle „Zu Befehl“ hier oder da in ein wohlbegründetes „Ich bedaure“ umzuwandeln? Zedlitz, der diesen Zwiespalt sicher schwer empfand (und schließlich aus diesen inneren Gründen heraus seinen Abschied genommen hat), beantwortet diese Frage einmal mit der Bemerkung, daß Widerspruch den Monarchen „ungeheuer reizen und ihn naturgemäß in noch rigorosere Auffassungen und Forderungen hineintreiben“ würde; die Forderung einer freien Meinungsäußerung dem Kaiser gegenüber bezeichnet er als eine absolute Illusion. Trotzdem wird diese Forderung immer wieder vom Verfasser erhoben, ein Widerspruch, der ungelöst bleibt. Der unbefangene Leser allerdings vermag kaum zu begreifen, daß sich in dreißig Regierungsjahren nicht ein einziger an verantwortungsvoller Stelle Stehender gefunden hat, der für das historische Verdienst freier Meinungsäußerung die kaiserliche Ungnade auf sich zu nehmen wagte; in diese erste Bresche wären andere Mutige wohl nachgefolgt. Statt dessen aber hat man nicht nur den Widerspruch unterlassen, man hat laut zugestimmt, wo Schweigen schon ein Verdienst gewesen wäre, man wagte — nach einem von Zedlitz zitierten Wort des Tacitus, das als Motto für Wilhelms II. Regierungszeit gelten mag — „nicht mehr zu sagen, was man dachte, und man sagte, was man nicht dachte“.

Die unpathetischen, ganz und gar nicht sensationslüsternen und ebendarum um so bestürzender wirkenden Aufzeichnungen des Grafen Zedlitz lassen erkennen, welch ungeheure Fehler in dieser Beziehung gerade dem bedeutendsten der wilhelminischen Ranzler, dem Fürsten Bülow, zur Last fallen, dessen ganzes Verdienst — er weist selbst darauf hin — auf diese Weise im Verhindern, statt im Handeln bestanden hat.

In einem Briefe an seinen Vater bemerkt Zedlitz zu diesem Thema: „Ein Reichskanzler, der auf der „Hohenzollern“, sobald ihm gesagt wird: „Sie verderben mit Ihren hellen Hosen noch die besten Wetterausichten“, sofort in seine Kabine geht und dunkle Hosen anzieht; ein Reichskanzler, der bei allen Gelegenheiten Notizen auf seiner Manschette macht, um nur ja nichts von den im Gespräch hingeworfenen Wünschen zu vergessen; ein Kanzler, dem dann doch einmal die Unvorsichtigkeit passiert, eine diametral entgegengesetzte Ansicht auszusprechen, dies bemerkend, nur einen kurzen Augenblick schweigt, um sofort das gerade Gegenteil seiner früheren Auffassung mit den Worten einzuleiten: „Wie Eure Majestät so treffend bemerkten, verhält sich die Angelegenheit...“, ein solcher Kanzler macht eben trotz größter Begabung, trotz vorhandener größter Machtmittel die denkbar schlechteste Politik.“

Und was Bülow auf politischem Gebiete jündigte, verfehlte auf persönlichem die Künstler, Gelehrten und vor allen Dingen die Hofprediger, die mit dem Kaiser zu tun hatten. Von diesen namentlich wurde die persönliche und familiäre Sittenstrenge und Unantastbarkeit Wilhelms II. in ihren Predigten derart beweihrauchert und glorifiziert, daß seine moralische Selbstgefälligkeit zu kaum vorstellbarem Pharisäertum gesteigert und er auf diesen Gebieten schließlich ganz weltfremd wurde. Unerträgliche Eingriffe in das anonymste Privatleben der weiteren Familie, leichtfertig negative Urteile über fremde Fürsten, die nicht nur an Wilhelm, sondern auch an seinem Volke gerächt wurden, waren die Folge.

Auch auf militärischem Gebiet war das System unbedingter Zustimmung in Angelegenheiten, von denen der Monarch nichts verstehen konnte, zur Vollendung ausgebildet. Wer da liest, was für Schwindel bei den Kaisermanövern und den Marinebesichtigungen getrieben wurde, verwundert sich nicht mehr über gewisse Versägen der Führer im späteren Ernstfall, sondern bewundert höchstens den jahrelangen Widerstand der Truppen. Charakteristisch für die angeführten Dinge, der zum Größenwahn ausartenden Tugendwahn und die militärische Verstandnislosigkeit des Kaisers ist übrigens der naive zwei inkommensurable Größen verquickende Spruch, den der Kaiser häufig im Munde führte: Nur ein guter Christ kann ein guter Soldat sein. Am erstaunlichsten ist, daß er selbst von der Wahrheit solcher Diktia subjektiv fest überzeugt war, und daß so viel natürliche Klugheit, Raubbild der Auffassungsgabe, Fähigkeit, die bedeutendsten Menschen bedingungslos zu fakzinieren — Eigenschaften, die Zedlitz immer wieder hervorhebt —, daß alle diese Gaben gepaart waren mit völliger Urteilslosigkeit und Menschenunkenntnis und einer unbegrenzten Fähigkeit, ja dem Willen, sich immer und überall Sand in die Augen streuen zu lassen. Zweifellos ist die Schuld derer, die sich zu Sandstreuern machten, ungeheuer; aber bei ihrer Beurteilung und Verurteilung muß den persönlichen Eigenheiten des Kaisers Rechnung getragen werden, seiner kaiserlichen Herrschsucht, seiner Formlosigkeit, die weder vor fremden Monarchen noch vor der Kaiserin halmachte, alles Dinge, die seiner Umgebung wohl den Mut zur Wahrheit verleiden konnten, — wenn sie ihn ihr auch nicht dauernd hätten nehmen dürfen. Dazu kommt die übergroße Eitelkeit Wilhelms, von dem die Kaiserin Friedrich einmal geäußert hat: „Glauben Sie nur nicht, daß mein Sohn etwas aus irgendeinem anderen Motiv als dem der Eitelkeit tut“ — Eitelkeit, die sich in Prunksucht und äußerlichem Sinn für das Dekorative zeigte, die ihn englische Admiralsuniform anlegen ließ, wenn der englische Botschafter zu einem kleinen Diner erschien, und Marineuniform, wenn er —

\*) Graf Robert Zedlitz-Trübscher: Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Berlin und Leipzig, 1923.



den „Fliegenden Hollander“ anhorte. Eine gewisse, merkwürdig trolchhafte Bosheit läßt sich nicht leugnen; bekannt ist das Kneifen und Knuffen jüngerer Fürsten, aber auch älterer Offiziere, die Freude daran, die private Zerteilung seiner Umgebung, aber auch Dispositionen von öffentlicher Wichtigkeit zu durchkreuzen. Das ging, wenn eine Augenblickslaune oder die Opposition gegen einen der verantwortlichen Staatsmänner ihn trieben, bis zu Handlungen bedenklicher politischer Verantwortungslosigkeit. So äußerte während der Marokkokrise, als Bülow gerade versuchte, durch Drohungen auf Frankreich einzuwirken, der Kaiser zum französischen Militärattaché Marquis Laguche: „Ich denke nicht daran, wegen dieses Marokko mit Frankreich einen Krieg zu führen.“ Der Marquis, der ein vornehm denkender Mensch war, fragte, ob er von dieser Mitteilung Gebrauch machen könne, oder sie als rein vertrauliche Aeußerung aufzufassen habe, und bekam zur Antwort: „Sie können davon Gebrauch machen“. Das ist ein Beispiel von hunderten; es läßt sich denken, wie die Häufung solcher Vorgänge zur Erschütterung der deutschen Stellung und zur Förderung der Einreisungspolitik beigetragen haben mag. Bekannt sind ja die Wirkungen der kaiserlichen Reden, Depeschen und Interviews.

Und dennoch kann man sich bei allem Entsetzen über die tief verhängnisvollen Folgen dieses verantwortungslosen Autokratismus eines gewissen Mitleids nicht ganz erwehren, wenn man die unbegrenzte Fähigkeit der Selbsttäuschung, den kindlichen Glauben an sich und seine Sendung bemerkt, wenn man Aussprüche liest, wie: „Ja, das ist es ja, meine Untertanen sollten einfach tun, was ich ihnen sage; aber meine Untertanen wollen immer selber denken, und daraus entstehen dann alle Schwierigkeiten“ —, und wenn man dabei deutlich spürt, wie unbedingt dieser so schuldige wie unglückliche Herrscher an die Wahrheit seiner Behauptungen glaube und wahrscheinlich heute noch glaubt. Mag man ihn menschlich noch so sehr bedauern — das Buch des Grafen Zedlitz ist ein erneuter Beweis dafür, daß Wilhelm II. sein vollgerüttelt Maß an Verantwortung für den Niedergang Deutschlands trägt, und daß die Geschichte ihn nicht davon wird losprechen können.

42399-1 0006 - 000

*Hedlitz-Trützschler, Hofmarschall*

Hamburgisches  
Welt-Wirtschafts-Archiv

Signatur

*T*

Datum

7. Dez 1923

192

## Hamburger Fremdenblatt

Nr. 338

Der älteste Hedlitz protestiert. Der Senior des Hauses Hedlitz veröffentlicht folgende Erklärung: „Die unlängst erschienenen Aufzeichnungen meines Namensvetters, des Grafen von Hedlitz-Trützschler, des langjährigen Hofmarschalls des bisherigen Kaisers, Sohn des preussischen Kultusministers und Oberpräsidenten, haben, wie es nicht anders zu erwarten war, viel Staub aufgewirbelt. Wenn ich als einer der Ältesten der Familie, deren gleichen Namen der Graf Hedlitz trägt, mich zum Worte melde, so geschieht dies nicht, um irgendwie auf die Aufzeichnungen näher einzugehen, sondern wegen deren öffentlicher Preisgabe tiefste Mißbilligung auszusprechen. Es steht jedermann frei, seine Beobachtungen und Eindrücke niederzulegen, auch hierbei einer Auffassung keinen Zwang aufzuerlegen, sie aber wahllos der Öffentlichkeit zu übergeben, verstößt gegen Anstand und gute Sitte.“ Diesem Protest des Grafen Hedlitz kann man nur beipflichten. Wir haben unserer Meinung über die Taktlosigkeit des Verfassers des Kaiserhaus-Campbells bereits in der Besprechung desselben Ausdruck gegeben.

## Frankfurter Zeitung

Nr. 313

## Zeugnisse.

Von Fürst Eulenburg-Hertefeld und Graf Fiedlitz-Trüpfelder.

Deutschnationale und Deutsche Volkspartei erstreben nach ihren Wahlausrufen die Rückkehr zur Monarchie. Auf ein Wiedererstehen deutscher Macht und Größe „unter einem deutschen Volkstaisertum“ hofft die Volkspartei. „Ein Volk, ein Reich, ein Kaiser“ ist die Parole der Deutschnationalen. Und darüber steht der Schiller-Satz: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren“. Wie es mit dieser Freiheit und mit diesem Kaisertum in Wahrheit stand, mögen deshalb hier erneut zwei Autoritäten erzählen: der intimste Freund Wilhelms II. und sein langjähriger Hofmarschall. Was wir hier geben, sind nur wenige Zitate aus zwei Büchern, die auf jeder Seite eine Quelle erschütternder historischer Erkenntnis sind. Neb.

## Die Futterkrippe.

Die 99 Tage vom 9. März bis 15. Juni 1888, die Gott dem unglücklichen Kaiser Friedrich nach einer langen, langen Wartezeit schenkte, um zu regieren, stellten ein nervöses Hasten unter dem Krallengriff des Meisters Tod dar.

Ich erinnere mich nicht, jemals aufregendere Tage erlebt zu haben, denn ich kannte, wie nur wenige, den Untergrund jener grausamen drei Monate, den Hengstfessel, in dem alle menschlichen Begehrlichkeiten berer siedeten, die in engen und weiten Kreisen um das neue Kaiserpaar standen, die Hast, zu erreichen, was noch zu erreichen war, zum Ausdruck zu bringen, was die in Ehrgeiz und Verlangen zum Plagen geschwellten Busen erschofften, — lechzende Staatsmänner und Offiziere, zitterndes Hofgeschmeiß, politische Träumer, — alles, alles wollte schnell noch aus der Krippe fressen, die ihnen das Geschick so lange schon, bis zum Rande gefüllt, vorgegaukelt hatte. Sie alle kannte ich, die schon mit einer Hälfte ihrer breiten Menschlichkeit auf dem weichen Kissen reicher Träume saßen, auf dem fettgepolsterten Kissen, das ihnen nun höhnisch lachend Meister Hain mit hörbarem Ruck fortzog.

Und ich kannte auch alle, die sich nun mit kühnem Schwünge aus dem volksbeglückenden liberalen Morgenrot der schnell dahinsiehenden Kaiserkrone Friedrich-Viktoria hinüberschwangen in den Kommandoton der Potsdamer Garde, über den sie bisher erhabene Bemerkungen gelispelt hatten, — alle, die mich bisher nur mit einem Auge „so nebenher“ betrachtet hatten und nun mit zwei Augen den Kopf vor mir senkten, weil mich der plötzliche Erbe seinen Freund nannte. (Erinnerungen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. S. 171).

## Wie Eduard VII. Deutschlands Feind wurde.

Ueber die seine Mutter (die Kaiserin Viktoria) tief verletzende, sich fortwährend steigende englandfeindliche Gesinnung des Sohnes (des späteren Kaisers Wilhelm II.) hat sie, mit dem Hinweis auf den „demoralisierenden“ Einfluß der beiden Bismarcks, ganz unzweifelhaft unter Tränen des Kummers der königlichen Familie in London gellagt. Kein Wunder, daß der Prinz bei seinem nächsten Besuch und Aufenthalt in London bei Gelegenheit des Jubiläums der Königin 1887 „schlecht behandelt“ wurde und entrüstet bis in die tiefste Seele heimkehrte.

Die Schadenfreude des Prinzen Wilhelm, als kurz darauf dem Prinzen von Wales das Mißgeschick begegnete, an einer hohen Spielpartie teilzunehmen, wobei einer der Mitspieler als Falschspieler entlarvt wurde, war außerordentlich. „Man kann natürlich nicht mehr mit ihm verkehren“, hieß es, und die Kameraden vom 1. Garderegiment erörterten unter Herbeiziehung ihres Ehrenkodex immer wieder von neuem die Möglichkeit, respektive die Unmöglichkeit, zu der sich die Position des Prinzen von Wales entwickelt habe.

„Der Prinz ist doch ein schneidiger, famoser Mensch“, hieß es nachher, „ein Mensch, der eine Überzeugung hat und den Mut, sie durchzuhalten.“ Der arme Prinz befand sich in gehobener Stimmung. Aber ich rechnete auf das Verdampfen dieser törichten Leutnantsnebel.

Leider verdampften sie nicht schnell genug. Denn der Prinz wurde noch in diesem Nebel Kaiser und machte seinen Antrittsbesuch in London ein Jahr nach seiner „schlechten Behandlung“ und dem Mißgeschick des Prinzen von Wales. Die Tränen...

festen erschütterte. (Erinnerungen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. S. 176).

## Bismarcks Entlassung.

Nach dem Souper wurde ich vom Kaiser zu der Schlachtbank, dem Flügel, geführt. Ich mußte singen... Der Kaiser saß wie immer, wenn ich sang, neben mir und wendete die Seiten um. Er war ganz bei der Sache in unbefangener Freude. Sein merkwürdig schnell wechselndes Temperament ließ ihn selbst in diesen peinlichen Stunden nicht im Stich.

Nur einige Minuten wurde die Musik durch die brennende politische Frage unterbrochen. Der Kaiser flüsterte mir leise zu, nachdem er für einen Augenblick durch den Adjutanten vom Dienst herausgerufen worden war und sich wieder neben mich an das Klavier gesetzt hatte: „Jetzt ist der Abschied (Bismarcks) da.“ Dann mußte ich weiter singen!! (Erinnerungen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. S. 237).

## Der kaiserliche Feldherr.

Der Kaiser hatte die Leitung des Manövers selbst in die Hand genommen. Alle Kritiken fielen infolge dessen zu seinen Gunsten aus. Militärische Eingriffe während der Bewegung der Truppen, die der von Sr. Majestät geführten Abteilung hätten verderblich werden können, wurden aufgehalten —, das ganze Manöver, das eine Uebung des Korps sein sollte, verzerrte sich zu einem Scheinbilde. Der Kaiser war der Getäuschte. Und er war es nicht nur vor den Augen preussischer Offiziere, sondern auch vor denen der Fremdherrlichen, die dem Manöver beimohnten... Se. Majestät, militärisch beanlagt wie wenige in der Armee, hat an seinen „Erfolgen“ so große Freude, daß er beabsichtigt, „seits“ Korps zu führen. Damit wir der wichtigsten Uebung, die unsere Armee hat, der Stempel des Humbuaz aufgedrückt. Kerner hat Se.

Majestät die bestimmte Absicht ausgesprochen, in einem Feldzug ebenfalls selbst zu führen! Es schwindelt mir bei dem Gedanken an die furchtbare Verwirrung, die ein Stören der Kreise des Generalstabs hervorrufen würde —, ... es schwindelt mir bei dem Gedanken, daß diese Erwägungen des Ausland auch in Rechnung steht, wenn es Kenntnis von der Absicht des Kaisers erhält. (Erinnerungen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. S. 285).

## Gottesgnadentum.

Sehr verhängnisvoll für die innere Entwicklung des Kaisers wurde Sinzigers Dogma, daß ein Monarch niemals unter dem Einfluß anderer Menschen, auch nicht unter den seiner verantwortlichen Ratgeber, kommen dürfe. Sinziger ging in diesem Gedankengang so weit, daß er den Einfluß Bismarcks auf Wilhelm I. zu groß fand. Sein Ideal war ein Monarch, der zwar die verantwortlichen Ratgeber hört, aber über ihnen steht und sich unbeeinflusst von ihnen sein Urteil selbst bildet und seine Entscheidung trifft. Der Kaiser hatte diese Auffassung, vielleicht unbewußt, sich in hohem Maße zu eigen gemacht. Es kam noch hinzu, daß er als Werkzeug Gottes glaubte, unmittelbar von Gott beeinflusst zu werden und so niemals irren zu können. In seiner Besorgnis nun, unter den Einfluß irgendeines Menschen zu kommen, verfiel er, aus Mangel an Menschenkenntnis und Welterfahrung, dafür ständig wechselnden Einflüssen. Dadurch entstanden in innerer und äußerer Politik die Zickackkurve, und es war bei uns nur eins beständig, nämlich der Wechsel. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Fiedlitz-Trüpfelder. S. 7.)

## Der Umschmeichelte.

Wer die Dinge so sah und darstellte, wie sie waren, d. h. wer die Wahrheit sagte, den empfand er als unsympathisch und mißer. Jedenfalls sind alle Menschen bei ihm gescheitert, die ehrlich befreit waren, ihm die Wahrheit zu sagen. Wenn ein so mächtiger Mann die Wahrheit nicht hören will, dann ist es unmöglich, sie ihm zu sagen. Wie schon Bismarck bemerkt: er wollte, daß alle Tage Sonntag sei. Nun, dies ist mit Wahrheit nicht zu vereinbaren, ebenso wenig der bekannte Ausspruch: „Schwarzseher bulde ich nicht in meiner Nähe.“ Die furchtbare Konsequenz gerade dieser Verhältnisse war es, daß die besten Männer auf die Dauer immer einflußlos waren. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Fiedlitz-Trüpfelder. S. 7.)



## Zeugnisse.

Von Fürst Eulenburg-Hertefeld und Graf Zedlitz-Trützschler.

Deutschnationale und Deutsche Volkspartei erstreben nach ihren Wahlausrufen die Rückkehr zur Monarchie. Auf ein Wiedererstehen deutscher Macht und Größe „unter einem deutschen Volkskaiserthum“ hofft die Volkspartei. „Ein Volk, ein Reich, ein Kaiser“ ist die Parole der Deutschnationalen. Und darüber steht der Schiller-Satz: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren“. Wie es mit dieser Freiheit und mit diesem Kaiserthum in Wahrheit stand, mögen deshalb hier erneut zwei Autoritäten erzählen: der intimste Freund Wilhelms II. und sein langjähriger Hofmarschall. Was wir hier geben, sind nur wenige Zitate aus zwei Büchern, die auf jeder Seite eine Quelle erschütternder historischer Erkenntnis sind. Red.

## Die Futterkrippe.

Die 99 Tage vom 9. März bis 15. Juni 1888, die Gott dem unglücklichen Kaiser Friedrich nach einer langen, langen Wartezeit schenkte, um zu regieren, stellten ein nervöses Fasten unter dem Krallengriff des Meisters Tod dar.

Ich erinnere mich nicht, jemals aufregendere Tage erlebt zu haben, denn ich kannte, wie nur wenige, den Untergrund jener grausamen drei Monate, den Hengstfessel, in dem alle menschlichen Begehrlichkeiten berer siedeten, die in engen und weiten Kreisen um das neue Kaiserpaar standen, die Hast zu erreichen, was noch zu erreichen war, zum Ausdruck zu bringen, was die in Ehrgeiz und Verlangen zum Plagen geschwellten Wunden erhofften, — lebende Staatsmänner und Offiziere, zitterndes Hofgeschmeiß, politische Träumer, — alles, alles wollte schnell noch aus der Krippe fressen, die ihnen das Geschick so lange schon, bis zum Rande gefüllt, vorgegaukelt hatte. Sie alle kannte ich, die schon mit einer Hälfte ihrer breiten Menschlichkeit auf dem weichen Kissen reicher Träume saßen, auf dem fettgepolsterten Kissen, das ihnen nun höhnisch lachend Meister Hain mit hörbarem Ruck fortzog.

Und ich kannte auch alle, die sich nun mit kühnem Schwunge aus dem volksbeglückenden liberalen Morgenrot der schnell dahinsiehenden Kaisertrone Friedrich-Viktoria hinüberschwangen in den Kommandoturm der Potsdamer Garde, über den sie bisher erhabene Bemerkungen gelispelt hatten, — alle, die mich bisher nur mit einem Auge „so nebenher“ betrachtet hatten und nun mit zwei Augen den Kopf vor mir senkten, weil mich der plötzliche Erbe seinen Freund nannte. (Erinnerungen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. S. 171).

## Wie Eduard VII. Deutschlands Feind wurde.

Ueber die seine Mutter (die Kaiserin Viktoria) tief verletzende, sich fortwährend steigende englandfeindliche Gesinnung des Sohnes (des späteren Kaisers Wilhelm II.) hat sie, mit dem Hinweis auf den „demoralisierenden“ Einfluß der beiden Bismarcks, ganz unzweifelhaft unter Tränen des Kammers der königlichen Familie in London geklagt. Kein Wunder, daß der Prinz bei seinem nächsten Besuch und Aufenthalt in London bei Gelegenheit des Jubiläums der Königin 1887 „schlecht behandelt“ wurde und entrüstet bis in die tiefste Seele heimkehrte.

Die Schadenfreude des Prinzen Wilhelm, als kurz darauf dem Prinzen von Wales das Mißgeschick begegnete, an einer hohen Spielpartie teilzunehmen, wobei einer der Mitspieler als Falschspieler entlarvt wurde, war außerordentlich. „Man kann natürlich nicht mehr mit ihm verkehren“, hieß es, und die Kameraden vom 1. Garderegiment erörterten unter Herbeiziehung ihres Ehrenkodes immer wieder von neuem die Möglichkeit, respektive die Unmöglichkeit, zu der sich die Position des Prinzen von Wales entwickelt habe.

„Der Prinz ist doch ein schneidiger, famoser Mensch“, hieß es nachher, „ein Mensch, der eine Ueberzeugung hat und den Mut, sie durchzusetzen.“ Der arme Prinz befand sich in gehobener Stimmung. Aber ich rechnete auf das Verdamphen dieser törichten Leutnantsnebel.

Leider verdampten sie nicht schnell genug. Denn der Prinz wurde noch in diesem Rebel Kaiser und machte seinen Antrittsbesuch in London ein Jahr nach seiner „schlechten Behandlung“ und beim Mißgeschick des Prinzen von Wales. Die Tragweite seiner nun erfolgenden „Quittung“ über die schlechte Behandlung im Vorjahre war eine ungeheure.

Denn das „Uebersehen“ des Erben des britischen Weltreiches, der zwölf Jahre darauf über die Kräfte dieses Weltreiches als Herrscher gebot — das „Uebersehen“ durch den deutschen Kaiser und Kassen, der seinen offiziellen Besuch in London machte, rief eine Wirkung hervor, die unsere Vaterland bis in seine Grund-

festen erschütterte. (Erinnerungen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. S. 176).

## Bismarcks Entlassung.

Nach dem Souper wurde ich vom Kaiser zu der Schlachtbank, dem Flügel, geführt. Ich mußte singen. . . Der Kaiser saß wie immer, wenn ich sang, neben mir und wendete die Seiten um. Er war ganz bei der Sache in unbefangener Freude. Sein merkwürdig schnell wechselndes Temperament ließ ihn selbst in diesen peinlichen Stunden nicht im Stich.

Nur einige Minuten wurde die Musik durch die brennende politische Frage unterbrochen. Der Kaiser flüsterte mir leise zu, nachdem er für einen Augenblick durch den Adjutanten vom Dienst herausgerufen worden war und sich wieder neben mich an das Klavier gesetzt hatte: „Jetzt ist der Abschied (Bismarcks) da.“ Dann mußte ich weiter singen!! (Erinnerungen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. S. 237).

## Der kaiserliche Feldherr.

Der Kaiser hatte die Leitung des Manövers selbst in die Hand genommen. Alle Kritiken fielen infolge dessen zu seinen Gunsten aus. Militärische Eingriffe während der Bewegung der Truppen, die der von Sr. Majestät geführten Abtheilung hätten verderblich werden können, wurden aufgehalten —, das ganze Manöver, das eine Uebung des Korps sein sollte, verzerrte sich zu einem Scheinbilde. Der Kaiser war der Getäuschte. Und er war es nicht nur vor den Augen preussischer Offiziere, sondern auch vor denen der Fremdbewertenden, die dem Manöver beimohnten. . . Se. Majestät, militärisch beanlagt wie wenige in der Armee, hat an seinen „Erfolgen“ so große Freude, daß er beabsichtigt, „stets“ Korps zu führen. Damit wir der wichtigsten Uebung, die unsere Armee hat, der Stempel des Humbolds aufgedrückt. Kerner hat Se.

Majestät die bestimmte Absicht ausgesprochen, in einem Feldzug ebenfalls selbst zu führen! Es schwindelt mir bei dem Gedanken an die furchtbare Verwirrung, die ein Stören der Kreise des Generalstabs hervorrufen würde —, . . . es schwindelt mir bei dem Gedanken, daß diese Erwägungen das Ausland auch in Rechnung zieht, wenn es Kenntnis von der Absicht des Kaisers erhält. (Erinnerungen des Fürsten Philipp zu Eulenburg-Hertefeld. S. 285).

## Gottesgnadentum.

Sehr verhängnisvoll für die innere Entwicklung des Kaisers wurde Hinzupeters Dogma, daß ein Monarch niemals unter dem Einfluß anderer Menschen, auch nicht unter den seiner verantwortlichen Ratgeber, kommen dürfe. Hinzupeter ging in diesem Gedankengang so weit, daß er den Einfluß Bismarcks auf Wilhelm I. zu groß fand. Sein Ideal war ein Monarch, der zwar die verantwortlichen Ratgeber hört, aber über ihnen steht und sich unbeeinflusst von ihnen sein Urteil selbst bildet und seine Entscheidung trifft. Der Kaiser hatte diese Auffassung, vielleicht unbewußt, sich in hohem Maße zu eigen gemacht. Es kam noch hinzu, daß er als Werkzeug Gottes glaubte, unmittelbar von Gott beeinflusst zu werden und so niemals irren zu können. In seiner Besorgnis nun, unter den Einfluß irgendeines Menschen zu kommen, versiel er, aus Mangel an Menschenkenntnis und Welterschahrung, dafür ständig wechselnden Einflüssen. Dadurch entstanden in innerer und äußerer Politik die Zielackbisse, und es war bei uns nur eins beständig, nämlich der Wechsel. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trützschler. S. 7.)

## Der Umschmeichelte.

Wer die Dinge so sah und darstellte, wie sie waren, d. h. wer die Wahrheit sagte, den empfand er als unsympathisch und mich er. Jedenfalls sind alle Menschen bei ihm gescheitert, die ehrlich bestrebt waren, ihm die Wahrheit zu sagen. Wenn ein so mächtiger Mann die Wahrheit nicht hören will, dann ist es unmöglich, sie ihm zu sagen. Wie schon Bismarck bemerkte: er wollte, daß alle Tage Sonntag sei. Nun, dies ist mit Wahrheit nicht zu vereinbaren, ebenso wenig der bekannte Ausspruch: „Schwarzseher bulde ich nicht in meiner Nähe.“ Die furchtbare Konsequenz gerade dieser Verhältnisse war es, daß die besten Männer auf die Dauer immer einflußlos waren. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trützschler. S. 9.)

Wenden

## Der absolute Herrscher.

Seine tatsächliche Macht war eigentlich eine ganz unbegrenzte, dadurch entwickelte sie sich nach und nach zu einem rein persönlichen und willkürlichen Regiment. Minister und Polizeiorgane bekamen einfach Befehle, die sie unbedenklich ausführten, ohne erheblich über Gesetzmäßigkeit oder Verfassungswidrigkeit nachzudenken. Nur die etwa drohende Auseinandersetzung mit der gesetzgebenden Körperschaft in Form einer Interpellation schwebte ihnen gelegentlich als Schreckgespenst vor.

Am deutlichsten zeigen sich die Wirkungen dieser Dinge in der Armee, weil dort alles am straffsten organisiert ist. Im Kaisermanöver treffen durchschnittlich dreimal in der Nacht völlig veränderte Befehle bei den Truppen ein. Niemand wagt zu äußern, daß dadurch Unruhe geschaffen wird, wichtige Dispositionen gestört werden, kolossale Märsche entstehen und die Verpflegung bis zu gelegentlichem Mangel erschwert wird. Im Gefecht werden die modernen Anforderungen außer acht gelassen, man bemüht sich nur, schöne Bilder zu zeigen. Von Feuer vorbereitung hält man gar nichts mehr, die Stäbe reiten in den Schützenlinien, die Artillerie fährt ebenfalls in die Schützenlinien, und die Kavallerie attackiert so harmlos, als ob wir noch mit einem Feuer-Schloßgewehr bewaffnet wären. Selbst bei der Kritik hält man sich dauernd in einem Rübenfelde auf, als ob die Kosten überhaupt nicht mehr in Frage kämen. Alles das fällt mehr oder minder vielen auf, aber niemand wagt etwas davon zu äußern. Besonders nicht der Chef des Generalstabs der Armee, Graf Schlieffen. Während niemand den Sterbenslaut einer kritischen Bemerkung wagt, gibt es aber sehr hochgestellte und höchste Personen, die Seiner Majestät versichern, wie interessant, lehrreich und prachtvoll alles gewesen sei. Kann es da wundernehmen, daß zuzeiten selbst bei der begabtesten Persönlichkeit nebelhafte Vorstellungen entstehen und sich besonders ein unbegrenztes Machtgefühl entwickelt, aus dem heraus dann häufig Befehle in Sinne jenes Ludwig von Frankreich gegeben werden: „car t'est mon plaisir“. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 87.)

## Erziehung von Sklavenseelen.

In der Armee hat das rücksichtslose Verabschiedungssystem die Macht der Vorgesetzten ins Ungemessene gesteigert. Nebenbei arbeitet man mit Gunstbezeugungen aller Art, und schließlich kommt man durch Konkurrenzkampf auf den verschiedenartigsten Gebieten die Charaktere arg in Versuchung gebracht. Je höher nach oben, um so ärger natürlich auch die Streberei und Unterwürfigkeit, denn diese Menschen haben am meisten zu hoffen und zu fürchten. In unmittelbarer Nähe des Kaisers hat man alle in Frage kommenden Persönlichkeiten im Grunde genommen zu Sklaven gemacht. Wird man nicht einst sehr erschüttert und enttäuscht sein, wenn sie sich in schweren Zeiten mehr oder weniger auch als Sklaven zeigen? (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 43.)

## Das Wagner-Denkmal.

In den Zeiten vor der Enthüllung des Wagner-Denkmals in Berlin stand der Kaiser anscheinend der Errichtung dieses Denkmals nicht sehr wohlwollend gegenüber. Eines Tages in Rominter äußerte er: „Was wollen die Leute mit diesem Wagner eigentlich? Der Kerl ist doch einfach ein Kapellmeister, weiter nichts als ein Kapellmeister — ein ganz gemeiner Kapellmeister.“ (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 46.)

## Byzantinismus.

An dem Abend vor der Ankunft des Zaren wurden in dem Theater drei kleine Stücke gegeben, darunter zwei von dem Dichter Lauff. — Die Prahlerei, Ruhmredigkeit und Schmeichelei, die in diesen Stücken zum Ausdruck kam, ist kaum zu beschreiben. Ganz allgemein fühlte man dies und war etwas bedrückt. Die verschiedenartigsten und hochstehendsten Persönlichkeiten konnten sich nicht mehr bemeistern und sprachen es ruhig aus; bei einigen aber erlebte ich es, daß, als ihnen unmittelbar darauf Seine Majestät Allerhöchste Befriedigung mit dem Stück aussprach, sie sofort auch nur Worte der Bewunderung und Anerkennung hatten. Die

sehr trasse Umschwendung und vor allen Dingen der schene Blick, wenn jemand dabei stand, der unmittelbar vorher das entgegengesetzte Urteil mit angehört hatte, konnten geradezu humoristisch wirken. Witz aber stimmte es bald traurig; denn wie charakteristisch es für unsere Menschen und Umstände auch war, bedenklich muß es doch jedem sein, der ernster und weiter denkt. Die geistige Servilität geht so weit, daß es Menschen gibt, die immer erst nach dem Kaiser hören und dann nach einiger Zeit mit seinen Ansichten hervorkommen. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 48.)

## Der Wink mit dem Finger.

Sehr bedauere ich, daß der Kaiser bei seinem Umgang mit Menschen eine Art und Weise an den Tag legt, die wohl vielfach Bitterkeit und bei Hochgestellten sogar feindselige Gefühle hervorrufen muß. Er meint es dabei häufig gar nicht böse, aber es bleibt befehengeachtet vielfach verlegend und hart. So erlebte ich, daß er einen doch immerhin schon älteren Major, den Adjutanten des Kronprinzen, ganz energisch am Ohr zog, ihm einen tüchtigen Schlag in den Nacken gab und sagte: „Ich bin sehr unzufrieden damit, daß sich der Kronprinz öffentlich als Turner aufspielt, dazu ist der Kronprinz zu gut. Das müssen Sie verhindern.“

Bei einer Fahrt nach dem Schießplatz Kuntmersdorf empfing er in Tempelhof im Salonwagen den Kriegsminister und den Chef des Militärkabinetts mit den Worten: „Ihr alten Esel glaubt, daß ihr alles besser wißt, weil ihr älter seid als ich; das ist aber absolut nicht der Fall. Was ich seinerzeit in bezug auf Südwestafrika gleich anordnen wollte, wäre das einzig Richtige gewesen, aber ihr alten Esel wußtet es natürlich besser, und nun rächt sich diese Dummheit.“ Difficile est satiram non scribere. Auch die Art, wie er die Menschen heranzieht mit gehobener Hand und entsprechendem Fingerzeig, erinnert mehr daran, wie man einen Hund schult und anleitet. Aber nicht nur Herren werden so heranzewinkt, ich habe es sogar Damen gegenüber beobachtet und auch bemerkt, daß sie es unangenehm empfanden. Selbst die Fürstin Fürstenberg in Donaueschingen und die Fürstin Leiningen im Stathalterpalais in Straßburg wurden so heranzewinkt, um dann von Seiner Majestät zu Tisch geführt zu werden. Der Graf von Turin wurde im Manöver so vom Pferde heruntergewinkt, mußte absteigen und zum Kaiser hinstellen.

Der Großfürst Wladimir erhielt mit dem Marschallstab einen Schlag über den Rücken, daß es knallte. Natürlich galt das als Spaß. Ich habe aber beobachtet, daß gerade diese Art und Weise manchen Fürlichkeiten durch ihre „Nonchalance“ wenig angenehm war, und ich könnte mir denken, daß der Kaiser sich einige gekränkte Häupter nicht unwesentlich durch solche oder ähnliche ihnen unympathische Behandlung entfremdet hat. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 68.)

## „Landesverrat.“

Wie vorsichtig Monarchen auch mit persönlichen brieflichen Rundgebungen sein sollten, geht daraus hervor, daß in der Zeit, als Deutschland in seiner Politik Rußland gegen England und umgekehrt ausspielte, die Briefe unseres Kaisers an den Kaiser Nikolaus II. von diesem seinem Minister des Auswärtigen zur Einsicht übergeben worden sind. Letzterer hat dann aber nicht verfehlt, alles ihm geeignet Erscheinende auch der englischen Regierung zukommen zu lassen, so daß man sich denken kann, welchen Einfluß auch die Engländer in unsere politischen Verhältnisse gehabt haben. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 80.)

## „Untertanen wollen immer selber denken.“

Man spricht so häufig von dem demoralisierenden Einfluß, den das Leben am Hof ausübt. Wenn man aber die Servilität und die Schmeichelei Fernerstehender beobachtet, so findet man diese so ungeheuerlich, daß ein Mensch, der dauernd am Hofe lebt, es schon mit seinen physischen Kräften gar nicht schaffen könnte, sich tagtäglich so zu erniedrigen. — Wenn der Fürst Dolna in Rominten einen guten Hirsch meldet, dann gibt er sich das Aussehen, als ob er der Wichtigkeit halber so herangeführt käme und vor Aufregung und Eile gar nicht mehr atmen könne. Als wir auf der Rückfahrt von Rominten über Königsberg und die Marienburg nach Danzig kamen, wurde Seine Majestät auf dem Bahnhof vom Generalleutnant v. Madensen empfangen und bei der Meldung auf die behandschulte Rechte geküßt. So etwas pflanzt sich fort, und so sah ich, wie im Kasino der Leibhüfaren ein Leutnant Seiner Majestät die Hand küßte, weil er einen Orden bekommen hatte. Der Kommandeur des 1. Regiments aber wurde in einer halb scherzhaften Weise von Seiner Majestät am Ohr gezogen, aber mit einer durchaus ernst gemeinten Vermahnung bedacht. Beim Abschied auf dem Bahnhof brachte es der General v. Madensen sogar so weit, einige Tränen in den Augen erscheinen zu lassen. Auf der Fahrt von Danzig nach Hubertusburg befand sich Professor Glab von der Technischen Hochschule in Charlottenburg im Zuge. Dieser Gelehrte, den ich wirklich außerordentlich hoch schätze und verehere, kennt aber leider in bezug auf Schmeichelei und Liebedienerei gar keine Grenzen mehr. Nachdem er dem Kaiser gegenüber mehrfach hervorgehoben, wieviel Widerstand Allerhöchsterseits bei mannigfachen Gelegenheiten gefunden und wie seine Gegner schließlich doch ihren Fortum einsehen mußten, war es nur natürlich, daß der Kaiser schließlich sagte: „Ja, das ist es ja, meine



nachzudenken. Nur die etwa drohende Auseinandersetzung mit der gesetzgebenden Körperschaft in Form einer Interpellation schwebte ihnen gelegentlich als Schreckgespenst vor.

Am deutlichsten zeigen sich die Wirkungen dieser Dinge in der Armee, weil dort alles am straffsten organisiert ist. Im Kaisermanöver treffen durchschnittlich dreimal in der Nacht völlig veränderte Befehle bei den Truppen ein. Niemand wagt zu äußern, daß dadurch Unruhe geschaffen wird, wichtige Dispositionen gestört werden, kolossale Märsche entstehen und die Verpflegung bis zu gelegentlichem Mangel erschwert wird. Im Gefecht werden die modernen Anforderungen außer acht gelassen, man bemüht sich nur, schöne Bilder zu zeigen. Von Feuer vorbereitung hält man gar nichts mehr, die Stäbe reiten in den Schützenlinien, die Artillerie fährt ebenfalls in die Schützenlinien, und die Kavallerie attackiert so harmlos, als ob wir noch mit einem Feuer-schloßgewehr bewaffnet wären. Selbst bei der Kritik hält man sich dauernd in einem Rübenfelde auf, als ob die Rosten überhaupt nicht mehr in Frage kämen. Alles das fällt mehr oder minder vielen auf, aber niemand wagt etwas davon zu äußern. Besonders nicht der Chef des Generalstabs der Armee, Graf Schlieffen. Während niemand den Sterbenslaut einer kritischen Bemerkung wagt, gibt es aber sehr hochgestellte und höchste Personen, die Seiner Majestät versichern, wie interessant, lehrreich und prachtvoll alles gewesen sei. Kann es da wundernehmen, daß zuzeiten selbst bei der begabtesten Persönlichkeit nebelhafte Vorstellungen entstehen und sich besonders ein unbegrenztes Machtgefühl entwickelt, aus dem heraus dann häufig Befehle in Sinne jenes Ludwig von Frankreich gegeben werden: „car t'est mon plaisir“. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 87.)

### Erziehung von Sklavenseelen.

In der Armee hat das rücksichtslose Verabschiedungssystem die Macht der Vorgesetzten ins Ungemessene gesteigert. Nebenbei arbeitet man mit Gunstbezeugungen aller Art, und schließlich kommt man durch Konkurrenzkampf auf den verschiedenartigsten Gebieten die Charaktere arg in Versuchung gebracht. Je höher nach oben, um so ärger natürlich auch die Streberei und Unterwürfigkeit, denn diese Menschen haben am meisten zu hoffen und zu fürchten. In unmittelbarer Nähe des Kaisers hat man alle in Frage kommenden Persönlichkeiten im Grunde genommen zu Sklaven gemacht. Wird man nicht einst sehr erschüttert und enttäuscht sein, wenn sie sich in schweren Zeiten mehr oder weniger auch als Sklaven zeigen? (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 43.)

### Das Wagner-Denkmal.

In den Zeiten vor der Enthüllung des Wagner-Denkmales in Berlin stand der Kaiser anscheinend der Errichtung dieses Denkmals nicht sehr wohlwollend gegenüber. Eines Tages in Rominten äußerte er: „Was wollen die Leute mit diesem Wagner eigentlich? Der Kerl ist doch einfach ein Kapellmeister, weiter nichts als ein Kapellmeister — ein ganz gemeiner Kapellmeister.“ (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 46.)

### Byzantinismus.

Am dem Abend vor der Ankunft des Zaren wurden in dem Theater drei kleine Stücke gegeben, darunter zwei von dem Dichter Lauff. — Die Prahlerei, Ruhmredigkeit und Schmeichelei, die in diesen Stücken zum Ausdruck kam, ist kaum zu beschreiben. Ganz allgemein fühlte man dies und war etwas bedrückt. Die verschiedenartigsten und hochstehendsten Persönlichkeiten konnten sich nicht mehr bemeistern und sprachen es ruhig aus; bei einigen aber erlebte ich es, daß, als ihnen unmittelbar darauf Seine Majestät Allerhöchstein Befriedigtsein mit dem Stück aussprach, sie sofort auch nur Worte der Bewunderung und Anerkennung hatten. Die-

nat geht so weit, daß es Menschen gibt, die immer erst nach dem Kaiser hören und dann nach einiger Zeit mit seinen Ansichten hervorkommen. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 48.)

### Der Wink mit dem Finger.

Sehr bedauere ich, daß der Kaiser bei seinem Umgang mit Menschen eine Art und Weise an den Tag legt, die wohl vielfach Bitterkeit und bei Hochgestellten sogar feindselige Gefühle hervorzurufen muß. Er meint es dabei häufig gar nicht böse, aber es bleibt befehlungsgeachtet vielfach verlegend und hart. So erlebte ich, daß er einen doch immerhin schon älteren Major, den Adjutanten des Kronprinzen, ganz energisch am Ohr zog, ihm einen tüchtigen Schlag in den Rücken gab und sagte: „Ich bin sehr unzufrieden damit, daß sich der Kronprinz öffentlich als Turner aufspielt, dazu ist der Kronprinz zu gut. Das müssen Sie verhindern.“

Bei einer Fahrt nach dem Schießplatz Kuntmersdorf empfing er in Lempelhof im Salonwagen den Kriegsminister und den Chef des Militärkabinetts mit den Worten: „Ihr alten Gel glaubt, daß ihr alles besser wißt, weil ihr älter seid als ich; das ist aber absolut nicht der Fall. Was ich seinerzeit in bezug auf Südwestafrika gleich anordnen wollte, wäre das einzig Richtige gewesen, aber Ihr alten Gel wußtet es natürlich besser, und nun rächt sich diese Dummheit.“ Difficile est satiram non scribere. Auch die Art, wie er die Menschen heranwinkt mit gehobener Hand und entsprechendem Fingergeste, erinnert mehr daran, wie man einen Hund schult und anlernt. Aber nicht nur Herren werden so herangewinkt, ich habe es sogar Damen gegenüber beobachtet und auch bemerkt, daß sie es unangenehm empfanden. Selbst die Fürstin Fürstenberg in Donaueschingen und die Fürstin Leiningen im Stathalterpalais in Straßburg wurden so herangewinkt, um dann von Seiner Majestät zu Tisch geführt zu werden. Der Graf von Turin wurde im Manöver so vom Pferde heruntergewinkt, mußte absteigen und zum Kaiser hineilen.

Der Großfürst Wladimir erhielt mit dem Marschallstab einen Schlag über den Rücken, daß es knallte. Natürlich galt das als Spaß. Ich habe aber beobachtet, daß gerade diese Art und Weise manchen Fürslichkeiten durch ihre „Nonchalance“ wenig angenehm war, und ich könnte mir denken, daß der Kaiser sich einige gekrönte Häupter nicht unwesentlich durch solche oder ähnliche ihnen unsympathische Behandlung entfremdet hat. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 68.)

### „Landesverrat.“

Wie vorsichtig Monarchen auch mit persönlichen brieflichen Rundgebungen sein sollten, geht daraus hervor, daß in der Zeit, als Deutschland in seiner Politik Rußland gegen England und umgekehrt ausspielte, die Briefe unseres Kaisers an den Kaiser Nikolaus II. von diesem seinem Minister des Auswärtigen zur Einsicht übergeben worden sind. Letzterer hat dann aber nicht verfehlt, alles ihm geeignet erscheinende auch der englischen Regierung zukommen zu lassen, so daß man sich denken kann, welchen Einfluß auch die Engländer in unsere politischen Verhältnisse gehabt haben. (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 80.)

### „Untertanen wollen immer selber denken.“

Man spricht so häufig von dem demoralisierenden Einfluß, den das Leben am Hof ausübt. Wenn man aber die Servilität und die Schmeichelei Fernerstehender beobachtet, so findet man diese so ungeheuerlich, daß ein Mensch, der dauernd am Hofe lebt, sich schon mit seinen physischen Kräften gar nicht schaffen könnte, sich tagtäglich so zu erniedrigen. — Wenn der Fürst Dohna in Rominten einen guten Hirsch meldet, dann gibt er sich das Aussehen, als ob er der Wichtigkeit halber so herangestürzt käme und vor Aufregung und Eile gar nicht mehr atmen könne. Als wir auf der Rückfahrt von Rominten über Königsberg und die Marienburg nach Danzig kamen, wurde Seine Majestät auf dem Bahnhof vom Generalleutnant v. Madensen empfangen und bei der Meldung auf die behandschulte Rechte geküßt. So etwas pflanzt sich fort, und so sah ich, wie im Kasino der Leibhusaren ein Leutnant Seiner Majestät die Hand küßte, weil er einen Orden bekommen hatte. Der Kommandeur des 1. Regiments aber wurde in einer halb scherzhaften Weise von Seiner Majestät am Ohr gezogen, aber mit einer durchaus ernst gemeinten Verwarnung bedacht. Beim Abschied auf dem Bahnhof brachte es der General v. Madensen sogar so weit, einige Tränen in den Augen erscheinen zu lassen. Auf der Fahrt von Danzig nach Hubertusstock besand sich Professor Elab von der Technischen Hochschule in Charlottenburg im Zuge. Dieser Gelehrte, den ich wirklich außerordentlich hoch schätze und verehere, kennt aber leider in bezug auf Schmeichelei und Liebedienerei gar keine Grenzen mehr. Nachdem er dem Kaiser gegenüber mehrfach hervorgehoben, wieviel Widerstand Allerhöchstderselbe bei mannigfachen Gelegenheiten gefunden und wie seine Gegner schließlich doch ihren Irrtum einsehen mußten, war es nur natürlich, daß der Kaiser schließlich sagte: „Ja, das ist es ja, meine Untertanen sollten einfach tun, was ich ihnen sage, aber meine Untertanen wollen immer selber denken, und daraus entstehen dann alle Schwierigkeiten.“ (Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof; Aufzeichnungen des Grafen R. Zedlitz-Trübschler. S. 84.)



42399 - 0008

-BEC

Zedlitz-Trützschler, Graf Robert

**Hamburgisches  
Welt-Wirtschafts-Archiv**

Signatur.....

Datum .....

16. Juli 1942

**Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.)**Nr. **357****Graf Zedlitz-Trützschler gestorben.**

Der ehemalige kaiserliche Hofmarschall Robert Graf Zedlitz-Trützschler ist kurz vor der Vollendung seines 79. Lebensjahres in einer Breslauer Klinik gestorben. Er war vor fast zwanzig Jahren der deutschen Öffentlichkeit durch seine Aufzeichnungen „Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof“ bekannt geworden, die die Persönlichkeit Wilhelms II. sehr ungünstig darstellten und bei ihrem Erscheinen einen lebhaften Meinungsstreit hervorriefen. Der Verstorbene war ein Sohn des ehemaligen Kultusministers Grafen Zedlitz-Trützschler. Von den drei Söhnen des jetzt Verstorbenen ist einer im ersten, der andere im gegenwärtigen Weltkrieg gefallen.